

BENJAMIN LEBERT
Kannst du

Buch

Tim hat ein gutes Gefühl für Entfernungen. Vor allem für die Entfernungen zwischen Menschen. Sein früherer Erfolg als Bestsellerautor hat ihm viel Aufmerksamkeit und so manchen Liebesbrief beschert und ihn rund um den Globus geführt. Aber bei all den Begegnungen war es ihm doch, als sei er nicht wirklich dabei. Froh über den Anstoß, aus seinem solitären Leben auszubrechen, sagt Tim zu, als Tanja, eine Kneipenbekanntschaft, ihn fragt, ob er sie auf ihrer geplanten Interrailreise begleiten wolle. Tanja, eine hübsche, fröhliche und mitten im Leben stehende junge Frau, scheint mit ihren achtzehn Jahren viel besser zu wissen, wo es langgeht, als der drei Jahre ältere Tim. So wirkt es. Völlig überrascht und hilflos wird Tim dann aber Zeuge von Tanjas nächtlichen Heulanfällen, von ihren verzweifelten Versuchen, sich selbst zu verletzen, die sie aber kurz darauf mit einem fröhlichen »Lass uns nicht darüber reden« wegzuwischen versucht. Beide spüren sie, dass sie einander nicht helfen können, dass sie es vielleicht noch nicht einmal stark genug wollen, weil sie zu sehr in ihren eigenen Kummer vertieft sind. Und dennoch unternimmt Tim in einem gewaltigen Kraftakt einen Rettungsversuch.

Autor

Benjamin Lebert, Jahrgang 1982, lebt in Hamburg. Er hat mit zwölf Jahren angefangen zu schreiben. 1999 erschien sein erster Roman, »Crazy«, der in 33 Sprachen übersetzt und von Hans-Christian Schmid fürs Kino verfilmt wurde. »Kannst du« ist sein dritter Roman.

Von Benjamin Lebert außerdem bei Goldmann lieferbar:

Crazy. Roman (54159)
Der Vogel ist ein Rabe. Roman (54160)

Benjamin Lebert

Kannst du

Roman

GOLDMANN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2008
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2006 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Design Team München
unter Verwendung des Designs von Barbara Thoben, Köln

Umschlagfoto: buchcover.com/Claas Adler
An · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-46728-0

www.goldmann-verlag.de

Immer wenn ich traurig bin, versuche ich an Fotoalben zu denken. Immer wenn ich daran zweifle, ob es gut ist, dass ich existiere, blättere ich in meinem Geiste all die Fotoalben durch, Fotoalben verschiedenster Menschen aus verschiedensten Ländern, in denen zufällig und, ohne dass diese Menschen Notiz davon nehmen würden, ein Foto klebt, auf dem *ich* zu sehen bin.

Fünf japanische Männer vor einem Brunnen in München. Im Hintergrund, am Brunnenrand sitzend: eine dicke, ältere Frau in einer blauen Bluse, die gerade ein Eis schleckt. Zu ihren Füßen, sehnsuchtsvoll zu ihr heraufblickend: ein kleiner Jack-Russell-Terrier. Rechts neben ihr, zwar nicht in ihre Richtung, nicht in Richtung des Eises, doch mindestens genauso sehnsuchtsvoll dreinblickend wie der Hund: ich.

Zwei Schülerinnen an einem winterlichen Tag, an Deck einer Fähre. Um sie herum Leute in dicken Jacken oder Mänteln. Die meisten haben Mützen auf dem Kopf, ihre Hände stecken in Handschuhen. Und alle haben verkniffene Gesichter, weil ihnen der Wind so um die Ohren pfeift. Einer dieser Leute, ein dünner junger Kerl mit blauen Augen und Walkman-Stöpseln im Ohr: ich.

Ein älteres Ehepaar an einem herrlichen Sommertag an der französischen Atlantikküste. Sie hat einen weißen Strohhut auf dem Kopf, er ein Basecap. Beide tragen Strandkleidung

und Sonnenbrillen. Er hat seinen Arm um sie gelegt. Über ihnen azurblauer Himmel, hinter ihnen heranrollende Wellen. Seitlich barfuß ins Bild rennend, mit einem Bodysurfbrett unterm Arm, einem von der Sonne verbrannten Oberkörper und einer engen roten Badehose: ich.

Wenn mich also tiefe Traurigkeit überkommt, denke ich daran, dass natürlich auch ich unzählige Fotos besitze, auf denen Leute zu sehen sind, mit denen ich nicht das Geringsste zu tun habe, von denen ich nicht weiß, durch was für ein Leben sie gehen. Ob der eine vorübergehend, weil es gerade nicht anders geht, bei den Eltern seiner Freundin leben muss und jetzt mit ihnen durch die Innenstadt spaziert. Ob eine gerade durch ihr Wirtschaftsexamen gefallen ist und jetzt verzweifelt nach Hause geht. Ob einer, der in seinem Heimatland ein Experte für die Fischart Rotaugen ist, jetzt gerade mit seinen deutschen Bekannten in einem Café sitzt und sie in die Welt der Rotaugen einweiht. Plötzlich befindet sich diese Person mit ihrem kleinen, um sie kreisenden Universum in unmittelbarer Nähe von mir und *meinem* kleinen, um mich kreisenden Universum, just in dem Augenblick, in dem der Auslöser eines Fotoapparats betätigt wird. Sicher sind auch wir fotografiert worden. Zusammen. Irgendwo in einer Schachtel befindet sich ein Foto von Tanja und mir, auf unserer merkwürdigen Reise in den Norden. Ich weiß nicht genau warum, aber ich habe die Vorstellung, dass solche Fotos existieren, immer als sehr tröstlich empfunden. Wo immer man auch ist auf dieser Erde, man kann unmöglich verloren gehen.

1

Tanja kam an einem Juniabend in Berlin an.

Gegen sechs Uhr sollte ich sie vom Bahnhof abholen. Ich stand gegen einen Getränkeautomaten gelehnt. Leute eilten an mir vorbei, Getrappel, Bahnhofslärm, Durchsagen. Auf einmal war sie da.

»Tim!«

Das war der Anfang.

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und küsste mich.

Wir fahren mit der S-Bahn zu mir.

Da ich noch nie Interrail gemacht hatte, und sie als Pfadfinderin eine Expertin war, hatte sie die Reise organisiert. Sie hatte mir am Telefon durchgegeben, welche Route wir nehmen würden, was alles sehenswert sei, und ich sagte immer: »Jaja, genauso machen wir's!« Sie hatte sogar ein Zelt mitgenommen und einen Rucksack für mich. Einen riesigen roten Wanderrucksack. Natürlich sagte sie mir auch, was ich einzupacken hatte.

Wir setzten uns in die Küche und tranken Wein. Draußen mischte sich Dunkelheit in den Tag. Eine kleine Kerzenflamme tänzelte in einem Glas auf dem Tisch. Lichtflecken zitterten auf der Tischplatte und auf der Wand. Die Rotweingläser schimmerten. Wir redeten wenig. Unsere Blicke hielten einander nicht lange stand. Gut möglich, dass wir uns beide heimlich fragten, ob es wirklich die richtige

Entscheidung gewesen war, sich auf diese Sache einzulassen.

Sie hatte zwei Reiseführer mitgebracht, Schweden und Norwegen.

»Damit wir nicht verloren gehen«, meinte sie. Wir legten uns früh schlafen. Und als Tanja ihr T-Shirt über den Kopf zog, meine Hände nahm und sie zu ihren runden, festen Brüsten führte, da wusste ich:

In dieser Nacht würde ich nicht verloren gehen.

Am Morgen darauf stiegen wir in den Zug nach Rostock. Es schien, als ob sich ganz Berlin in diesem Zug befände. Die Leute drängelten. Wir ergatterten gerade noch zwei einzelne Plätze in einem Großraumabteil. Unsere Rucksäcke quetschten wir zwischen andere Gepäckstücke auf den Gang.

Beim ersten Halt kam eine Schulklasse in das Abteil gerauscht. Alle waren ungefähr vierzehn Jahre alt. Sie rauchten, nannten sich Penner und Wichser. Ein fülliges Mädchen wirkte, als wäre es nicht sonderlich beliebt in ihrer Klasse. Zwei Jungen liefen abwechselnd zu ihr hin und flüsterten ihr etwas zu. Sie tippte sich daraufhin mit dem Zeigefinger an die Stirn. Sie tat mir Leid. Später tauchte ein Bundeswehrsoldat auf. Er rauchte am geöffneten Fenster. Der Rauch seiner Zigarette wurde aus dem Spalt gerissen. Er stieg eine Station vor Rostock aus.

Tanja wirkte fröhlich. Immer wieder küsste sie mich.

Im hellen Grün ihrer Augen zeigte sich nichts von dem, was mir später so zu schaffen machen sollte.

Kurz bevor der Zug in Rostock einrollte, half Tanja mir, den Rucksack aufzusetzen. Ich hatte mit diesem Ding so meine Schwierigkeiten.

Es war heiß. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über der Stadt. Es war so hell, dass man die Augen zukneifen musste. Wir aßen am Bahnhof Currywurst mit Pommes. Und wurden Zeugen eines Streits zwischen den beiden Wurstverkäuferinnen, offenbar Mutter und Tochter. Die Tochter hörte sich die Schimpftiraden ihrer Mutter an und machte mich zu ihrem Verbündeten, indem sie jedes Mal die Augen verdrehte, wenn sich unsere Blicke trafen.

Man merkte, dass Tanja oft und gern mit dem Rucksack unterwegs war. Die Art, wie sie ihn aufsetzte, abstreifte, gegen eine Wand lehnte, das alles zeugte von großer Routine. »Wir müssen los«, sagte sie. »Das Schiff wartet nicht auf uns!«

Ich lächelte der Würstchentochter zum Abschied zu. Sie gefiel mir eigentlich sehr.

2

In Berlin hatte ich mich seit geraumer Zeit mit einem Mädchen getroffen, das Ines hieß und als Volontärin bei der Literaturagentur arbeitete, die mich vertrat. Ich traf mich mit ihr in Cafés und Restaurants, wir gingen durch Charlottenburg spazieren, ins Kino. Schnitten uns gegenseitig mit unseren Traumscherben ins Fleisch.

Es war die Art von Beziehung, aus der eine ernste Sache oder eine Affäre hätte werden können. Aber die Sache war die: Eigentlich konnte ich sie nicht ausstehen. Sie redete zu viel. War zu geschäftig. In den letzten Jahren war es mir allerdings immer schwerer gefallen, mich überhaupt mit Menschen zu treffen. Ich hatte mich nach und nach isoliert. Manchmal fühlte ich mich so verlassen, dass ich über jede Art von Kontakt froh war. Zu wem auch immer. Und genau in solchen Momenten rief ich Ines an.

An einem Nachmittag im April war ich mit Ines im Café Simon in der Kantstraße verabredet, und sie brachte Tanja mit. Ein blond gelocktes Mädchen mit Sommersprossen, die lustig auf dem Gesicht verteilt waren, funkelnden Augen und nervösen Händen. Tanja trug eine enge Jeans und ein rosafarbenes, ärmelloses Oberteil aus Polyester. Um ihren Arm hatte sie eine farblich perfekt dazu passende Tasche hängen, auf die eine Lilie gestickt war.

»Na, ihr! Wie geht's?« Eine angenehme Frauenstimme.

10

Leicht norddeutsche Färbung. Sie nickte mir lächelnd zu, beugte sich zu Ines herab und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

Die beiden kannten sich aus Bremen. Ihre Familien wohnten schon seit vielen Jahren nebeneinander.

Sie setzte sich.

»Gibt's hier Eis?«

Sie griff sich die Karte. Als der Kellner ihre Bestellung aufgenommen hatte, kramte sie aus ihrer Tasche eine Zigarettenschachtel hervor und legte die Tasche auf einen leeren Stuhl neben sich. Sie steckte sich die Zigarette zwischen die Lippen und entzündete sie an der Tischkerze.

»Ines«, sagte sie dann mit vorwurfsvoller Miene, »du hast heut Nacht so dermaßen geschnarcht!«

»Blödsinn!«

»Aber hallo! Man hatte das Gefühl, man würde in einem Freigehege im Jurassic Park übernachten. Wenn ich hier auch nur halbwegs zu meinem Schlaf kommen soll, dann müssen wir das irgendwie anders regeln.«

»Wie denn? Ich habe nur dieses eine Zimmer!«

»Tja, dann musst du wohl im Bad schlafen.«

»Nein, du musst dir eben Ohrenstöpsel besorgen«, antwortete Ines. »So sieht's aus.«

»Wie auch immer. Irgendwie werden wir das schon hinkriegen.« Tanja blies feinen blauen Rauch in die Luft.

»Was ist?«, sagte sie schließlich. »Freut ihr euch auch so auf den Sommer? Ich freue mich tierisch. Ist es nicht herrlich, rauszugehen und zu spüren, dass alles wieder leichter und freier wird um einen herum, dass sich die eisige Umklammerung, in der man so lange gefangen war, nun nach und nach lockert? Oh, ich liebe das!« Während sie das sagte, streichelte sie sich sanft über ihre Schultern und Arme, und

ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, als würde sie sich in der warmen Sonne räkeln. Einen Moment kam mir der Verdacht, dass sie mit der eisigen Umklammerung nicht nur den Winter gemeint haben konnte.

Ich erfuhr, dass Tanja noch zur Schule ging. In die zwölfte Klasse. Also musste sie ungefähr drei Jahre jünger sein als ich. Und dass sie gerade Ferien hatte, die sie nutzte, um in Berlin ein Praktikum bei einer Zeitung zu machen, zu der ihre Eltern Beziehungen hatten. Der vorige Tag war ihr letzter Arbeitstag gewesen.

»Weißt du«, sagte sie zu mir, »ich will nicht warten, bis ich mein Abitur hinter mir habe. Es ist besser, früh anzufangen, schon Erfahrungen zu sammeln, damit man später etwas vorweisen kann.«

»Du willst also Journalistin werden?«, fragte ich.

»Ja, das wäre eine Möglichkeit. Aber ganz sicher bin ich mir noch nicht. In den Osterferien habe ich ein Praktikum bei einem Öko-Institut in Freiburg gemacht. Da musste ich Lebensmittelstudien und so was durchführen. Das war eher nervig.«

»Ja«, entgegnete Ines, mit einem Bierdeckel spielend. »Unsere Tanja ist ein cleveres Kerlchen. Wenn sie etwas nicht genug fordert, findet sie es nervig oder langweilig! Das ist auch so, was Männer betrifft.« Sie lachte.

»Hör auf!«, sagte Tanja und verpasste ihrer Freundin einen Schlag an die Schulter. »Das stimmt nicht. Das weißt du!«

Der Kellner trat an unseren Tisch. »Einmal Fruchtbecher!«

»Für mich!«

Während sie mit ihrem Eis beschäftigt war, erzählte sie mir, dass sie Pfadfinderin sei und gerade eine Sippschaft von

13-jährigen Jungs betreuen würde. Die Sippschaft *Snoopy*. So wie ihr Bruder früher. Ich erzählte ihr, dass ich gerade an einem neuen Roman schrieb. Tags. Nachts. Ununterbrochen.

»Großartig«, sagte Tanja. Ihre Augen strahlten. »Ich bewundere Leute, die so etwas können.«

Beinahe hätte ich geantwortet: Ja, ich auch. Denn genau genommen hatte ich seit langem keine Zeile mehr geschrieben.

»Kunst zu schaffen – etwas Besseres kann man im Leben doch gar nicht machen!«

»Dann solltest du vielleicht nicht Journalistin oder Ökotante werden, sondern Künstlerin!«, sagte ich.

»Ökotante«, wiederholte Ines und fing zu lachen an.

»Künstlerin zu sein wäre schön«, meinte Tanja. »Nur habe ich leider kein Talent.«

Ein paar Herzschläge lang blickte sie mich schweigend an. Schließlich sagte sie: »Berlin ist so toll! Einfach sagenhaft! Wisst ihr, vorhin bin ich mit einem Taxi gefahren. Wir waren in einer schmalen Straße unterwegs, irgendwo in Mitte, und vor uns war so eine Frau, die viel zu langsam war. Da fuhr mein Taxifahrer einfach auf den Gehsteig zum Überholen. Die Leute sprangen zur Seite, haben geschrien. ›Huups, was ist denn hier los?‹, hab ich gedacht. Stell dir diese Aktion mal in Bremen vor, Ines!«

Sie schwenkte ihren Löffel mit einem Batzen Eiscreme vor unseren Nasen herum: »Will jemand mal probieren?«

Wir bezahlten und verabredeten uns zu dritt für den Abend. Während ich nach Hause marschierte, in Richtung Savignyplatz, fing es leicht zu regnen an. Die gelben, doppelstöckigen Busse rasten an mir vorüber, als wären sie voller Flüchtlinge. Ich kam am *Schwarzen Café* vorbei, meinem

Lieblingscafé. Im Fenster neben dem Eingang leuchtete ein aus lauter verschiedenfarbigen Neonröhren zusammengesetzter Papagei. Er war ein kleiner Freund.

Ich grüßte ihn stumm und lief weiter. In meinen Gedanken führten Tanja und Ines noch immer ihr Gespräch. Zum Schluss hatte es sich hauptsächlich darum gedreht, wie man im Leben etwas auf die Beine stellte. Was und wo man am besten arbeiten sollte, wie man es hinkriegte, irgendwo unterzukommen, und welche Voraussetzungen man dafür bräuchte. Tanja erzählte von einem Freund, der eine Volontärsstelle hatte, von einem anderen, der gerade in Spanien studierte, von einem dritten, der diverse Jobs neben der Schule her machte, von einem vierten, der zwar das Abitur geschafft hatte, aber jetzt gar nichts machte, was sie verwerflich fand. Und zu jedem dieser Freunde hatte Ines mindestens ein ähnliches Fallbeispiel parat. Ich hatte bei diesem Thema geschwiegen. Für mich spielt es keine besonders große Rolle, was einer auf die Beine stellt oder nicht. *Whatever gets you thru the night, it's alright*, hat John Lennon gesungen. Das fand ich auch.

Für die beiden galt ein solcher Satz jedoch nicht. Vor allem was sie selbst betraf, wirkten sie rigoros. Sie verlangten extrem viel von sich. Über die hohe Arbeitslosigkeit wurde natürlich ebenfalls gesprochen. Und vielleicht störte mich das alles auch nur deshalb, weil ich darüber ins Grübeln geriet, was *ich* denn eigentlich den ganzen Tag lang tat.

Auf meinem Weg nach Hause änderte ich meine Meinung über Tanja mehrmals. Ich kam an dem Musikgeschäft *Klimmbimm* vorbei und dachte, dass sie eine absolut schreckliche Person sei. Ein dummes, aufgedrehtes Kind, das von der Geschwindigkeit unserer Zeit völlig überfordert ist. Ich stand vor dem wirklich schrillen Modeladen *Schriil* und

mochte sie plötzlich wieder. Ich sagte mir: Du darfst nicht so streng mit ihr sein. Sie ist auch nur ein untergehendes Wesen. Genauso wie du.

Eines stand jedoch fest: Ich wollte mit ihr ins Bett. Aber um das zu erreichen, wollte ich mir nichts über irgendwelche Praktikumsplätze anhören. Und auch nichts über die Sippschaft *Snoopy*.

Die letzten Meter zu meinem Haus musste ich rennen, weil ich sonst patschnass geworden wäre.

3

Das Schiff hatte den Hafen von Warnemünde verlassen. Tanja und ich saßen alleine an Deck auf Plastikstühlen vor einer hüfthohen Glasbrüstung, auf der wir unsere nackten Füße platziert hatten. Die Sonne strahlte, der Himmel war tiefblau, das Wasser glitzerte. So weit das Auge reichte, ein Paradies aus unterschiedlichen Blautönen von immenser Leuchtkraft, untermalt von dem leisen, gemütlichen Brummen des Schiffsmotors. Tanja trug eine Sonnenbrille. Ein leichter, lauwarmer Wind huschte über uns hinweg. Er zupfte an Tanjas blonden Haaren.

Wir küssten uns und alberten herum.

Ich las ihr eine Kurzgeschichte vor, die ich als junger Spund geschrieben hatte. *Ninas Messer*, über ein 14-jähriges Mädchen, das heimlich Messer sammelt und sie eines Tages zuerst bei ihrem Hund und dann bei ihrem großen Bruder auf ihre Schärfe testet. Ich tat so, als wäre die Geschichte erst kurz vor unserer Abfahrt fertig geworden. Die Blätter bewegten sich sachte im Wind. Auf einmal tauchten zwei alte Pärchen auf, die sich Plastikstühle holten und sich neben uns setzten. Sie fingen an, sich lautstark sächselnd zu unterhalten, was mich beim Vorlesen störte. Alle vier trugen Sonnenbrillen. Der eine Mann war dick und hatte ein derbes, solariumgebräuntes Gesicht. Er trug ein schwarzes Basecap mit der Aufschrift *Coca Cola Light*. Die beiden Frauen ähnel-

ten sich sehr. Sie hatten dünnes schwarzes Haar und bleiche Haut. Vermutlich waren es Schwestern. Der zweite Mann war ein Riese. Er hing tief in seinem Stuhl, die endlos langen Beine weit von sich gestreckt, die Füße übereinandergelegt. Mr. Basecap erzählte irgendeine Silvestergeschichte. Die beiden Damen kicherten. Der Riese blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen schweigend vor sich hin, als hinge er trüben Gedanken nach. Als ich mich irgendwann wieder zu Tanja umwandte, merkte ich, dass sie eingeschlafen war.

Ich schaute lange in ihr Gesicht. Ich genoss das. Auf das Gesicht eines Schlafenden legt sich immer etwas von der anderen Welt, in der sich dieser Mensch gerade befindet.

»Beobachtest du mich?«, fragte sie mit geschlossenen Augen.

»Nein.«

Ein heftiger Windstoß riss dem einen Mann plötzlich sein Basecap vom Kopf und wehte es quer über das Deck.

»Ohjeminee!«, tönnten die beiden Damen wie aus einem Mund und blickten sich erschrocken nach der Mütze um. Der Mann sprang auf.

Vier Stunden später kamen wir in Trelleborg an. Es war kühl geworden, und der Wind wehte stark. Die Sonne stand tief über dem Hafen und überzog ihn mit sanftem, leuchtend orangefarbenem Licht, das wirkte, als sei es ausgesandt, um zu heilen. Als wir das Schiff verlassen hatten, drehte ich mich noch einmal um und warf einen Blick zurück. Inzwischen hatte sich viel Weiß in die Himmelsfarbe gemischt, das Meer jedoch schien dunkler geworden zu sein. Das Schiff lag da und war die Ruhe selbst. Es schien irgendwie stolz auf sich zu sein, als wolle es sagen: Seht her! Ich komme immer an!

Lastwagen fuhren hinter uns aus dem Bauch des Schiffes und ratterten an uns vorbei, wirbelten Staub auf und peitschten uns heiße Luft ins Gesicht. Der Hafen von Trelleborg war gleichzeitig der Bahnhof. Trotzdem hatte man das Gefühl, man befände sich mitten auf einer gigantischen Baustelle. Wir verirrten uns und landeten auf einem riesigen, mit Glasscherben übersäten Platz, auf dem sich sonst keine Menschenseele befand. Nur haufenweise aufgetürmte Holzkisten und Gabelstapler, bei denen man das Gefühl hatte, dass sie sich in jedem Augenblick von allein in Bewegung setzen würden. Ein hoher Zaun lief um den Platz herum. Plastikketten flatterten durch die Luft. Ein Zug kam an, ich konnte ihn aber nicht sehen. Wir irrten weiter umher, bis wir endlich ein größeres Loch im Zaun fanden und hindurchschlüpfen. Obwohl es kaum dunkler geworden war, hatte ich das Gefühl, der Abend senkte sich schwer über uns herab.

Tanja hatte auf dem Schiff aus ihrem Schweden-Reiseführer eine Jugendherberge herausgesucht. An der Straße befand sich ein kleines Office, in dem wir fragten, wie sie zu finden sei. Es stellte sich heraus, dass man einfach ein gutes Stück der Straße folgen musste. An der Rezeption der Herberge saß eine ungefähr 30-jährige Frau mit mittellangem blondem Haar. Als wir eintraten, war sie gerade in ein Solitaire-Spiel versunken. Sie blickte auf und musterte uns durch eine dunkel geränderte Brille.

Das Zimmer war klein. Zwei schmale, separat aufgestellte Betten, holzverkleidete Wände. Ein Fenster mit rotgepunkteten Vorhängen. Zwei Handtücher über einer Kleiderstange. Niedrige Decke. Es roch nach Mottenkugeln. Dusche und Toilette befanden sich auf dem Gang. Wir schoben die Betten zusammen.

Ich war sehr müde. Im Bett knutschten wir. Ich wollte das

Knutschen etwas ausweiten, aber ich konnte einfach nicht mehr. Mein Körper konnte nicht mehr. Tanja sagte:

»Weißt du, es ist so schwierig, das alles auszuhalten.« Ich wusste nicht, was mit *das alles* gemeint war.

Ich fragte nicht nach.

Ich schlief ein.

4

Als ich die Augen öffnete, war Tanja bereits wach. Sie lag neben mir, den Kopf auf einen Ellenbogen gestützt, und blickte auf mich herunter. Mit ihrer freien Hand, der linken, streichelte sie mir die Stirn. Es war sehr hell im Zimmer. Die Vorhänge flatterten ein wenig. Von draußen hörte man Motorengeräusche.

»Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, dass wieder Tag ist«, sagte sie. »Es war eine schreckliche Nacht.«

Ich antwortete ihr nicht. Stattdessen sagte ich: »Wieso riecht es hier so stark nach Rosen?«

Tanja sog lautstark Luft durch die Nase ein.

»Nach Rosen? Nö.«

»Doch, ganz heftig.«

»Also, ich rieche nichts.«

Wir fummelten ein wenig herum. Als ich mit meiner Hand zwischen ihre Beine fuhr, wehrte sie sich sanft dagegen. Als ich es ein zweites Mal versuchte, sagte sie: »Hör auf! Es geht nicht. Ich habe meine Periode.«

Sofort überkam mich ein Gefühl des Ekels. Ich wusste nicht genau, an was es lag. Ich ekelte mich einfach vor dem Herumfummeln. Oder dieser Bettdecke. Oder dem Rosengeruch. Mein Rücken fühlte sich pelzig an.

Nachdem ich geduscht und mich kräftig abgeseift hatte, zogen wir beide uns fertig an und packten unsere Rucksä-

cke zusammen. Wir liefen erneut nebeneinander die Straße entlang. Nur diesmal in die andere Richtung. Tanja sah nicht so hübsch aus wie sonst. Sie hatte ein altes, schwarzes T-Shirt an und trug eine abgewetzte braune Cordhose. Aber daran lag es nicht. Sie war sehr bleich, und ihr Blick war verschleiert. Dafür schien aber die Sonne, in einem tiefblauen Himmel mit vereinzelt dahintreibenden Wolken. Ab und zu knatterte ein Moped vorbei. Außer zwei älteren Damen begegneten wir niemandem. Am Ende der Straße befand sich ein McDonald's, wo wir einkehrten, wie es sich für Reisende gehört, die die Essgewohnheiten des fremden Landes kennen lernen wollen.

Beim Frühstück redete Tanja wenig. Sie sagte nur, dass sie heute gerne nach Malmö fahren würde. In ihrem Reiseführer stand, dass ein Bus nach Malmö fuhr. An der Haltestelle warteten wir eine Dreiviertelstunde auf den Bus. Als wir neben unseren Rucksäcken in der Sonne standen und dahinschmorten, sagte Tanja irgendwann: »Kennst du diese Zeile aus einem Ingeborg-Bachmann-Gedicht? *Wie bist du müde, Welt, die mich geboren, einzig bereit, mir Ketten aufzudrücken. Und, wo ich lodern kann und mich entzücken, mir deine Schatten fester einzugraben.*«

Ich wollte einen Scherz machen, darüber, dass das Gedicht unheimlich positiv sei und sehr gut zu dem herrlichen Wetter passte. Aber als ich ihr Gesicht sah, hielt ich mich zurück.

»Nein, dieses Gedicht kannte ich nicht«, sagte ich schließlich. »Es ist schön.«

Es waren sieben Stationen bis Malmö. Im Bus war es kühl. Ich saß am Fenster. Ich redete nicht. Tanja auch nicht. Ich

dachte nach. Ich dachte darüber nach, wo man im Laufe seines Lebens überall landet. Plötzlich hatte ich den Gedanken, dass es schön war, an so vielen verschiedenen Orten gelandet zu sein. Ein angenehmes Gefühl breitete sich in mir aus. Zum ersten Mal, seit wir unterwegs waren, fühlte ich mich wohl.

Der Fahrer trat ziemlich aufs Gas. Der Bus ruppelte dahin. Zur Linken, hinter Dünen, war das Meer zu sehen. Zur Rechten lagen weite grüne Felder, die in einiger Entfernung in Wald übergingen. Sie wirkten, als wären sie von einer feinen Staubschicht bedeckt. Manchmal schwangen sich Vögel aus ihnen empor.

Unsere Rucksäcke standen neben einem Kinderwagen. Die Mutter beugte sich über das Kind, lachte es an, zupfte an ihm herum. Ich fragte mich, ob der Bus von Trelleborg nach Malmö später einmal irgendeine Rolle im Leben des Kindes spielen würde. Ob es als Jugendlicher regelmäßig mit ihm fahren würde. Vielleicht, um zum Taekwondo-Training zu kommen. Und ich fragte mich, ob diese Tatsache jetzt schon feststand und über dem Kind schwebte oder es umgab.

5

In Berlin wohnte ich in einer 3-Zimmer-Altbauwohnung mit Parkettboden, hohen Wänden und Stuck an der Decke. Das eine Zimmer war zum Schlafen gedacht. Das andere zum Schreiben. Im dritten Zimmer wohnte mein zwanzigjähriger, ausgesprochen bodenständiger Mitbewohner Darius, der Slawistik und Theologie studierte und fast nie zu Hause war. An dem Abend, an dem Ines und Tanja mich zum Ausgehen abholten, war Darius auch nicht da. Er war nach Mannheim gefahren, um seine Freundin zu besuchen.

Wir saßen zu dritt in der Küche und tranken Wein und Bier, bevor es losging. Es war zwanzig nach elf, als wir schließlich aufbrachen. Eine angenehm lauwarme Nacht. Man konnte vereinzelte Sterne erkennen. Tanja trug einen kurzen schwarzen Rock und ein schön geschnittenes, enges weißes Hemd, darüber einen violetten Mantel aus Leder. Während ich neben ihr ging, konnte ich einem der schönsten Geräusche lauschen, die es für mich gibt: das Klacken hochhackiger Schuhe auf dem Asphalt. Ihr Haar trug Tanja offen. Es sah viel voller und voluminöser aus als am Nachmittag. Ines' kurzes dunkles Haar war glatt gegelt. Es glänzte. Ich hatte meine Hände in den Taschen meines beigefarbenen Mantels. Während wir leicht angetrunken in Richtung U-Bahn marschierten, durchzuckte mich das Gefühl der Aufregung, das man immer hat, wenn man aus-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Benjamin Lebert

Kannst du
Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46728-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2008

Eine Geschichte über Einsamkeit und den Versuch, diese zu überwinden

Tim ist Anfang 20 und hat mit den Nachwirkungen seines Ruhms als jugendlicher Bestsellerautor zu kämpfen. Die Arbeit an seinem zweiten Roman geht nicht voran. Wieder etwas wirklich Gutes schreiben zu müssen, lastet zu schwer. So sagt er auch sofort zu, als Tanja, eine flüchtige Bekannte, ihn fragt, ob er sie auf ihrer Interrailreise begleiten wolle. Tanja scheint mit ihren 18 Jahren viel besser zu wissen, wo es langgeht, als Tim. Aber was zuerst als Zweckgemeinschaft gedacht war, entpuppt sich schnell als emotionales Abenteuer. Eine Reise in die Extreme der Gefühle beginnt ...

- Vom Autor des Bestsellers „Crazy“.



[Der Titel im Katalog](#)